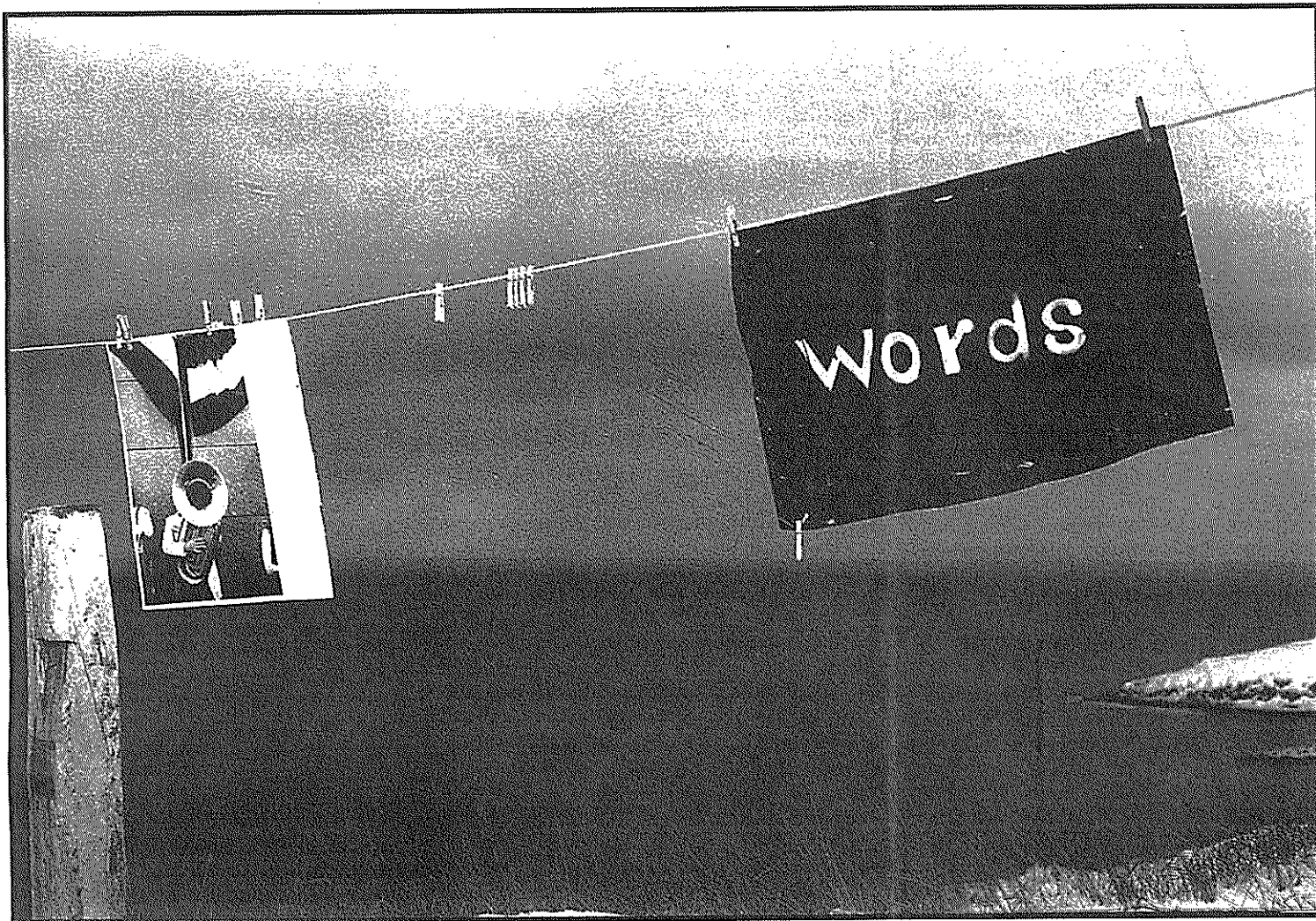


Verregelt?
Wie das Bundesver-
gabegesetz die Bau-
kultur beeinflusst
SEITE VII

Spectrum

SAMSTAG, 8. APRIL 2017 DIE PRESSE.COM/SPECTRUM

Die Presse



Warum dann nicht gleich der Aufruf zum bewaffneten Kampf? Könnte ich jedenfalls eher verstehen als die derzeitige Kompromittierung des Wortes und die Zugeständnisse der Schreibenden.

[Foto: Robert Frank, „The Lines of My Hand“, Parkett Publishers]

Politisch „engagierte“ Literatur? Ehrlich gesagt befremdet es mich, wenn ich sehe, wie im Augenblick, in zugegeben schwierigen Zeiten, unter Schriftstellern Barrikaden hochgezogen und Diskussionen geführt werden, mit wem man überhaupt noch reden kann und mit wem nicht mehr, weil er sich außerhalb eines sich stramm formierenden Wir gestellt hat.

Von Norbert Gstrein

Der Verrat

Aus dem Inhalt

Payer: Klangplanung.

Wie klingt die Stadt von morgen? Peter Payer über urbane Klangplanung und Vogelgesang auf Knopfdruck. **SEITE III**

Manola: Grauzone.

Es lebe die Grauzone! Notizen eines Insiders: Franz Manola über 50 Jahre Rundfunkgesetz, die Marke ORF und was wir vom medialen Gestern fürs Heute und Morgen lernen können. **SEITE IV**

Jung: Farbenlehre.

Wie gelb darf Gelb sein? Vorösterliche Farbenlehre mit Zitronengebäck und Vermeer. Von Jochen Jung. **SEITE IV**

Hell: Zeitpanorama.

Ein ganzes Kapitel deutscher Literatur- und Zeitgeschichte: Cornelius Hell über die Edition der Briefe von Johannes Bobrowski. **SEITE V**

Hackl: Räuberpistole.

Schwer wie die Tür zur Hölle: Erick Hackl über „Madrid, Mexiko“, eine Räuber- geschichte von Antonio Ortuño. **SEITE V**

Schaber: Eiszeit.

„Die Welt aus den Angeln“: Philipp Bloms „Geschichte der Kleinen Eiszeit“, rezensiert von Susanne Schaber. **SEITE VI**

Sommerbauer: Pflichtübung.

Bloß Pflichtübung: Jutta Sommerbauer über Olga Grjasnowas Flüchtlingsroman „Gott ist nicht schüchtern“. **SEITE VI**

IMPRESSUM: SPECTRUM

Redaktionelle Leitung: Dr. Karl Woisetschläger

Zeichen der Zeit: Wolfgang Freitag,

Dr. Antonia Barboric

Literatur: Dr. Harald Klauhs

Anschrift: 1030 Wien, Hainburger Straße 33

Telefon: 01/51414-Serie

Fax: 01/51414-345

E-Mail: spectrum@diepresse.com

Mehr im Internet: diepresse.com/spectrum

Natürlich ist der Schriftsteller ein soziales Wesen, aber wenn es um die Literatur geht, ist er zuallererst Schriftsteller, sind es jedenfalls die Autoren, die mich interessieren, Schreibende, zu deren Existenz das Schreiben so unabdingbar gehört, dass nicht vorstellbar ist, wie sie ohne zu schreiben existieren sollen. So klar die Antwort *außerhalb der Literatur* sein mag: „Man tut etwas!“, bringt mich wahrscheinlich genau deshalb die Frage, wie politisches Engagement *in der Literatur* aussehen soll, immer in Verlegenheit. Entweder man nimmt die Literatur ernst, als genuinen Ausdruck der Unzufriedenheit mit der Wirklichkeit als solcher, dann ist jede Literatur, die den Namen verdient, engagiert, die Frage, die sich stellt, nur, ob sie gut oder schlecht ist, und der Begriff „engagierte Literatur“ leer.

Oder man versucht den Begriff enger zu fassen und landet schnell bei Handlungsanweisungen, gegen die das natürliche Freiheitsstreben eines Schreibenden sofort revoltieren muss. Ehrlich gesagt befremdet es mich, wenn ich sehe, wie im Augenblick sogar unter Schriftstellern Barrikaden hochgezogen und Diskussionen geführt werden, mit wem man überhaupt noch reden kann und mit wem nicht mehr, weil er sich außerhalb eines sich stramm formierenden Wir gestellt hat. Und es befremdet mich doppelt, wenn ich lese, wie sich eine Autorin sogar den Freibrief für einen Rückfall in den Sozialistischen Realismus gibt, weil angesichts einer politischen Situation, wo es an vielen Ecken brennt, anscheinend alles klar ist und Zweifel und Bedenken oder gar feinere literarische Verfahren daher wie bloße Mätzchen wirken.

So bekennt der junge französische Autor Édouard Louis freimütig, dass er sich mit Michel Houellebecq an keinen Tisch setzen würde, wegen dessen angeblicher Islamophobie, und die junge deutsche Autorin Olga Grjasnowa lehnt die sowjetischen Brachialmethoden des Schreibens zwar einerseits ab, scheint aber in ihrem jüngsten Roman

laut eigenem Bekunden nicht umhinzukommen, sich ihrer zu bedienen. Zugespielt formuliert sehe ich nicht, welchen Übeln der Welt mit einer Forderung nach schlechterer Literatur abgeholfen werden soll, im Gegenteil, man fügt den großen Übeln ein kleines Übel hinzu. Warum dann nicht gleich der bewaffnete Kampf? Ich jedenfalls würde einen Aufruf dazu, den buchstäblichen Ruf zu den buchstäblichen Waffen, dessen Romantik nicht nur Autoren der sogenannten Dritten Welt angehangen haben, noch besser verstehen als die Kompromittierung der Sprache und die Kompromittierung der Freiheit des Wortes, die als ausgesprochenes oder unausgesprochenes Zugeständnis in zugegeben schwierigen Zeiten an Schreibende herangetragen werden oder die Schreibende sich selbst abverlangen.

In einem Essay über Jean-Paul Sartre beschreibt Mario Vargas Llosa seine Ernüchterung über den französischen Autor, der neben William Faulkner der zweite literarische Gott seiner Jugend war, der eine, Faulkner, „gut gewählt“, wie er sagt, der anderer, Sartre, „weniger gut“. Sartre hatte in einem Interview mit „Le Monde“ erklärt, sein Roman „Der Ekel“ habe „keinen Nutzen, keinen Wert angesichts eines Kindes, das den Hungertod sterbe“, und Vargas Llosa spricht von „dem deprimierenden Gefühl, verraten worden zu sein“, und

zwar ausgerechnet von dem Mann, „der uns gelehrt hatte, die Literatur sei etwas so Wichtiges, dass man nicht mit ihr spielen dürfe, und Bücher seien Taten, die das Leben veränderten“. Im selben Interview gibt Sartre afrikanischen Schriftstellern den Rat, das Schreiben bis auf Weiteres sein zu lassen und sich wichtigeren Aufgaben zu widmen, und Vargas Llosa fragt zu Recht: „Welche menschlichen Tätigkeiten halten dem Vergleich mit toten Kindern glänzender stand als die Romane?“ Wäre dann nicht die letzte moralische Konsequenz, überhaupt alles sein zu lassen? Müssten die Architekten dann nicht mit dem Häuserplanen aufhören? Die Lehrer mit dem Unterrichten?

Warum ausgerechnet die Schriftsteller mit dem Schreiben, es sei denn, man hätte die Literatur von vornherein nie ernst genommen? Läge der moralische Skandal nicht ohnehin in der menschlichen Fähigkeit, angesichts des Leids der anderen weiterzumachen? Müsste die erbarmungswürdige Spezies sich nicht abschaffen, die Fortpflanzung einstellen und nicht scheinheilig darüber diskutieren, ob es moralisch sei, Romane zu schreiben, oder nicht, wenn sie schon nicht imstande ist, nicht nur den Hungertod eines Kindes, sondern den von Hunderttausenden von Kindern zu verhindern?

Meine Enttäuschung mit Vargas Llosa war nicht ganz so groß, aber ich erinnere mich an mein Staunen, als ich seinerzeit las, er habe sich entschlossen, in die Politik zu gehen und sich um die Präsidentschaft seines Landes zu bewerben. Für mich war er einer der literarischen Helden meiner Jugend, und es war mir unvorstellbar, wie ein Autor, der Romane wie „Die Stadt und die Hunde“, „Das grüne Haus“, „Gespräch in der Kathedrale“, „Tante Julia und der Kunstschreiber“ oder „Der Krieg am Ende der Welt“ geschrieben hatte, glauben konnte, es gäbe auf der Welt etwas Wichtigeres zu tun. Obwohl sein Engagement ehrenhaft war, im Gemeinsinn gedacht, blieb auch in seinem Fall dieses Element des Verrats an der Literatur, von dem er selbst spricht. Sollte es tatsächlich eine Rache der Musen geben, dann haben sie sich an ihm in der fürchterlichsten Weise gerächt: Denn nach seinem Ausflug in die Politik, der schiefgegangen ist und Peru den Präsidenten Alberto Fujimori beschert hat, einen inkompetenten Autokraten, hat Vargas Llosa, mit einer Ausnahme vielleicht, nie wieder einen Roman geschrieben, der an die großen Romane seiner frühen Zeit heranreicht, von denen allerdings jeder einzelne ein ganzes Schriftstellerleben rechtfertigt.

Sicher ist es naiv, auf diesem Primat der Literatur gegenüber der Politik zu beharren, aber wenn ohnehin nur so wenige dieser Naivität anhängen, muss man nicht gleich eine Gefahr, kann man vielleicht sogar eine Bereicherung darin sehen, dass es diese Art von Narren gibt. Jedenfalls schwingen auch in Bob Dylans Bewunderung für Barack

Fortsetzung Seite II



**NORBERT
GSTREIN**

Geboren 1961 in Mils, Tirol. Dr. phil. Prosa: „Einer“, „Anderntags“, „Das Handwerk des Tötens“, zuletzt der Roman „In der freien Welt“ (Hanser Verlag). Döblin-, Johnson-, Nabl-, Wildgans-Preis. Gstrein nimmt vom 11. bis 13. Mai an den Innsbrucker Wochenendgesprächen über „Literatur und Politik“ teil. **SEITE I**



**FRIEDERIKE
MAYRÖCKER**

Geboren 1924 in Wien. Büchner-Preis, Großer Österreichischer Staatspreis für Literatur. 2016 bei Suhrkamp: „fleurs“. Unser Gedicht stammt aus dem soeben im Insel Verlag herausgekommenen Band „Gedichte zum Verlieben“. **SEITE II**



**PETER
PAYER**

Geboren 1962 in Leobersdorf, NÖ. Dr. phil. Historiker und Stadtforscher, Kurator im Technischen Museum Wien. Im Holzhausen Verlag: „Die synchronisierte Stadt. Öffentliche Uhren und Zeitwahrnehmung, Wien 1850 bis heute“. **SEITE III**



**FRANZ
MANOLA**

Geboren 1954 in Wien. Langjähriger „Presse“-Kulturredakteur und -Filmkritiker. Von Gerd Bacher als Unternehmensstrategie in den ORF geholt. Gründer von ORF ON. Leitet das Plattform-Management in der Generaldirektion. **SEITE IV**



**CORNELIUS
HELL**

Geboren 1956 in Salzburg. Mag. phil. Literaturkritiker und Übersetzer. Zuletzt im Picus Verlag: „Ungarn. Donaublick und Puzstatraum“. **SEITE V**



**ERICH
HACKL**

Geboren 1954 in Steyr. Autor, Übersetzer. Bücher: „Abschied von Sidonie“, „Die Hochzeit von Auschwitz“ (Diogenes Verlag). 2016 in der Innsbruck University Press: „Literatur und Gewissen“. **SEITE V**



**SUSANNE
SCHABER**

Geboren 1961 in Innsbruck. Dr. phil. Literaturkritikerin und Autorin. 2016 im Insel Verlag: „Einspänner, Mokka und Melange. Wiener Kaffeehäuser“. **SEITE VI**

Friederike Mayröcker

mein Auge geht auf eine stille Reise

mein Auge geht auf eine stille Reise
wenn dein Gesicht in deiner Hand ausruht
(wie Walthers von der Vogelweide)
mein Auge geht auf eine stille Reise
zu deinem Auge das sich müde schlieszt
und weilt an deinem schönen Mund
mein Auge geht auf eine stille Reise
zu deiner Wange wunderbar und ernst
zu deiner Hand zu deiner Brust
zu deinem Fusz
mein Auge geht auf eine sanfte Reise
zu deinem Herz

Obamas großes Vater- und Herkunftsbuch „Dreams From My Father“ – der deutsche Titel ist leider „Ein amerikanischer Traum“ – die Gewissheit und das Bedauern mit, dass so jemand alles hätte werden können, nicht nur amerikanischer Präsident, und am besten also vielleicht einfach Schriftsteller.

Den umgekehrten Fall gibt es auch: Ich schätze Navid Kermani als klugen Kopf und Essayisten. Doch als ich seinen jüngsten Roman, „Sozusagen Paris“, gelesen habe und da gerade von der einen oder anderen Seite sein Name als der eines möglichen deutschen Präsidentschaftskandidaten halb ins Spiel gebracht wurde, habe ich manchmal angesichts der Sprache in diesem Buch, dessen Erzähler ein Schriftsteller ist, der aber oft wie ein Kommunalpolitiker spricht, mindestens im Scherz gedacht, es wäre eigentlich richtig, wenn Kermani ein paar Jahre im Schloss Bellevue absitzen müsste. Dort könnte er den Satz „Im Übrigen sprach Jutta ihr Liebesleben auch auf Bundesebene an“, womöglich der schaurigste Satz, der sich je in einen Roman verirrt hat, tausendmal in Schönschrift auf Bundespräsidentenpapier aus feinstem Büttens schreiben.

Es ist nicht Politikverachtung, die aus diesen Worten sprechen soll, sondern ein Bestehen auf dem eigenen Terrain, auf der Selbstverständlichkeit dieser Lebensform „zwischen dem Risiko seiner Realitätsmissachtung und dem Humor seiner unfreiwilligen Distanz zum Leben“, die „im Schriftsteller ihre professionelle Inkarnation“ findet, wie Hans Blumenberg in „Das Lachen der Thrakerin“ schreibt. Das Lachen der thrakischen Dienstmagd in der Fabel über den Philosophen Thales, der sich buchstäblich in die Sterne verguckt, nicht seines Weges achtet und, den Kopf in den Wolken, in eine Grube fällt, könnte auch das Lachen des Realisten und Praktikers über den Schriftsteller sein, der in seinen Fiktionen lebt und damit am „wahren Leben“ vorbeigeht. Es ist ein Lachen, das auf den ersten Blick recht hat – schließlich stürzt niemand gern in eine Grube –, auf den zweiten Blick aber auch ein Lachen des Unverständnisses, der Vulgarität und der Gemeinheit, am Ende das Lachen des Intellektuellenhasses.

Wenn Blumenberg an anderer Stelle Dichtung als „gleichsam programmatisch gewordene Entselbstverständlichung der Gemeinsprache“ begreift, könnte man das Leben eines Schriftstellers als dafür notwendige Entselbstverständlichung seiner Existenz ansehen. Dadurch wird er zum Spielverderber, ein Fremder mit der Tendenz, in jeder Gesellschaft ein Außenseiter zu sein, vielleicht sogar ein Exilant, der bei jedem Konsens, der erreicht wird, immer unzufrieden bleibt, weil Unzufriedenheit die Essenz seiner Arbeit und seines Seins ist. Wenn zwei oder drei im Namen von irgend etwas zusammenstehen, ist er nicht mitten unter ihnen, sondern immer eher der Vierte, der seine Zweifel anmeldet, und einer Handkeuschen Märchenfigur, einem Idioten, einem Parzival, einem Kaspar Hauser näher als jedem Politiker.

Fragen statt Antworten den Vorzug zu geben ist längst ein Klischee, auf das sich Autoren gern berufen oder das ihnen von außen aufgebürdet wird, aber bei Norman Manea beispielsweise kann man die Würdigung des Fragezeichens noch einmal in alter Frische finden: „Erkennungszeichen des Kindes“, nennt er es. „Ausweis des Exilanten. Identität des Künstlers.“ – Wischt man das Pathos weg, bleibt die Frage, welches Ich spricht, wenn ein Politiker, welches Ich, wenn ein Schriftsteller spricht, in welcher Sprache, mit welchen Intentionen, an wen gerichtet und mit welchen Vorstellungen von Wahrheit. Es könnte kaum einen größeren Gegensatz geben als den zwischen literarischer Rede und politischer Rede. Hier ein Sprecher, der sich oft nicht einmal seines Ichs gewiss ist, „in seinem bizarren Handwerk“ – noch einmal Norman Manea –, „täglich wieder die Voraussetzungen des Suchens neu zu erfinden und damit seinen Schiffbruch ebenso wie den eines möglichen Lesers zu vermenschlichen“. Dort ein gewählter Vertreter mit einer genau definierten Stellung in der Gesellschaft und einer Funktion, der obendrein wiedergewählt werden will (und deshalb seine eigenen Schiffbrüche besser verschweigt und die Schiffbrüche anderer, für die er verant-

wortlich ist, schönredet) und seine Aussagen so breit anlegt, dass sie eine gewisse Tendenz zur Sinnfreiheit haben, in ihrem Zielen auf Allgemeinheit notwendig vom Konkreten weg ins Abstrakte führen, weg wahrscheinlich auch vom Menschlichen. In diesem Sinn ist es zu verstehen, wenn Camus sagt: „Es stellt immer einen Fortschritt dar, wenn ein politisches Problem durch ein humanes Problem ersetzt wird.“

Der Schriftsteller spricht das Individuum an, den Einzelnen, der Politiker den Wähler, den alles Individuellen beraubten Wahlberechtigten, der eher durch Zahlen und Statistiken erfasst ist als durch die Geschichten, die es über ihn zu erzählen gäbe. In der literarischen Sprache gibt es kaum etwas Tödlicheres als Jargon, ja, es ist ein Antrieb des literarischen Sprechens, die Sprache vom Jargon zu befreien, während der Politiker erst noch gefunden werden muss, dessen Sprache nicht von Jargon lebt, was natürlich ein Widerspruch ist, und der sich, je höher er in der Karriereleiter hinaufsteigt und je größer die Massen, die er anspricht, nicht immer mehr in Jargon verpuppt.

Versuche, die Ebenen zu wechseln, gehen in der Regel auf schmerzhaft Weise schief, enden bei dem Politiker, dessen vielleicht von Spindoktoren empfohlenes Menscheln und sich Interessieren für den Einzelnen als Einzelnen und nicht als Wähler sentimental und anbiedernd wirken, oder beim Schriftsteller, der seine Figuren sprechen lässt wie in einem amerikanischen Gerichtssaaldrama und bei jedem Satz, und sollte es der privateste einer Liebeserklärung sein, gleich die ganze Welt zum Zeugen aufruft.

Zuletzt ist das Ganze auch eine Frage der Logik. In jedem Diskurs werden vernünftigerweise Aussagen gewechselt, die sich als wahr oder falsch erweisen lassen, und im Gespräch gewinnt das bessere Argument. An beiden Enden des Wahrscheinlichkeitspektrums gibt es einen Bereich, der sich den Gesetzen einer sinnvollen Verständigung entzieht. Hier sind es die Kontradiktionen, immer falsche, dort die Tautologien, immer wahre Aussagen, die zu einer unausweichlichen Gesprächsstörung führen.

Es bedarf keiner weiteren Erklärung, dass sich jemand, der sich um Widersprüche nicht schert, als ernsthafter Gesprächspartner disqualifiziert, die Aggressivität seines Gestus ist nur allzu offensichtlich. Aber auch einer, der nur ausspricht, was immer wahr ist, wird nicht jemand sein, mit dem man ein kluges Gespräch führen kann. Er sagt Sätze wie „Es ist, wie es ist“, „Es kommt, wie es kommt“ oder „Geht's, geht's; geht's nicht, geht's nicht“, und während die einen ihn für einen großen Weisen halten und ihn vielleicht sogar zu ihrem beliebtesten Politiker wählen, sehen die anderen einen Schwätzer in ihm und erkennen gerade in seiner Auskömmlichkeit mit allen die versteckte Aggression. – Man macht sich zu



Kein größerer Gegensatz als der zwischen literarischer Rede und politischer Rede: In der Literatur gibt es kaum Tödlicheres als Jargon.

Recht lustig und mehr noch zu Recht Sorgen über die sogenannten alternativen Fakten der gegenwärtigen amerikanischen Politik. Schamlos, wie der Begriff ins Spiel gebracht worden ist, um glatte Lügen zu kaschieren, vergisst man leicht, dass er in anderem Zusammenhang weniger anstößig ist und in der Literatur eine vornehmere Funktion hat, wo alternative Fakten nichts anderes als Fiktionen sind, die mit Lügen tatsächlich mehr zu tun haben als mit der Wahrheit. Vor wenigen Wochen erst ist ein Buch ausgerechnet eines amerikanischen Autors erschienen, das geradezu exemplarisch das freie Spiel mit Fakten vorführt und schon in seinem Titel ausstellt. Die Rede ist von Paul Auster und seinem Roman „4321“, in dem der Protagonist nicht ein festes Leben hat, sondern vier mögliche Leben durchgespielt werden, je nach den jeweiligen alternativen Fakten seiner Biografie.

Natürlich ist es eine gefährliche Politik der Irrationalität, die den Begriff der alternativen Fakten für sich in Anspruch nimmt, aber eine Wahrheit ist auch, dass der Begriff der Alternativlosigkeit, der auch aus

der Politik kommt, in diesem Fall aus einer Politik der Vernunft, aus der Sicht eines Schriftstellers, und nicht nur eines Schriftstellers, der verheerendere Begriff ist. Alternativlosigkeit ist das Gegenteil von Literatur, ja, ohne das zutiefst menschliche Bedürfnis, in Alternativen zu denken, würde es keine Literatur und keine Kunst, würde es kein Leben geben. Alternativlosigkeit ist ein Synonym für Tod; sarkastisch gesprochen hat ein Mensch, solange er nicht tot ist, immer noch zumindest die Alternative, sich umzubringen, und es ist eine Binsenweisheit, dass man ihm vernünftige Alternativen bieten sollte, wenn man verhindern will, dass er seine Alternative in



„Literatur, die den Namen verdient, ist einem Idioten, einem Parzival, einem Kaspar Hauser, einem Kind näher als jedem Politiker.“

der Unvernunft sucht. – Mir geht die polemische Vorstellung nicht aus dem Kopf, man könnte den neuen amerikanischen Präsidenten und den neuen deutschen Bundespräsidenten zu einem großen Sängerwettstreit einladen, und sie bekämen die Vorgabe, einfach loszulegen, sie würden später das Thema erfahren.

Ich bin sicher, es bereite ich Ihnen beiden keine große Mühe, ein paar Minuten lang ins Leere hinein den Despoten beziehungsweise den Staatsmann zu mimen. Würde es sich beim einen anhören wie die Kakophonie eines schlecht eingestellten Senders, sprunghaft überlagert von anderen Sendern, wäre es beim anderen das Knattern des Jargons, die Kaufhausmusik schöner Worte, schön aneinandergereiht und sich gegenseitig auslöschend. „Zwei Gefahren bedrohen unaufhörlich die Welt“, lautet ein berühmtes Zitat von Paul Valéry. „Die Ordnung und die Unordnung.“ Das Grauen vor der Unvernunft bedarf keiner Worte, aber kann es auch ein Grauen vor der Vernunft geben, wenn sie ihre noch so vernünftigen Positionen grau und alternativlos präsentiert? „Im Übrigen sprach Jutta ihr Liebesleben auch auf Bundesebene an.“ Müsste es nicht etwas Drittes geben und als Folge davon nicht mehr Politik in der Literatur, sondern genau umgekehrt mehr Literatur in der Politik, mehr Freiheit, mehr Wagnis, mehr Glanz und, ja, mehr Alternativen, mehr alternatives Denken, alternative Gedanken, die sich dann in alternativen Fakten realisieren würden, die keine Lügen mehr wären? (*)

Die unlängst unter dem Titel „Der Betrachteter“ publizierten Aufzeichnungen aus den Jahren 1991 bis 2001 von Imre Kertész sind voll von ebenso finsternen wie luziden Befunden, die Realität und die Literatur betreffend. Er denkt auch nach über die Rolle des Künstlers in der Demokratie und schreibt, er „kann außerordentlich kluge Artikel schreiben oder Reden halten, deren alleinige Funktion es ist, an der Aufrechterhaltung des bestehenden Konsenses mitzuwirken“, weil er „absolut nichts zu sagen“ hat.

Nichts könnte falscher sein als die Unterstellung, Kertész wünschte sich deshalb eine Diktatur, in der er wenigstens auf Umsturz sinnen könnte, aber die Trauer ist unüberhörbar, in einer Gesellschaft zu leben, die sich mit ihrem Glück abgefunden hat, einem kleinen Auto für jeden, einem Külschrank und zweimal im Jahr Urlaub. Es ist auch die Trauer des Vollblutschriftstellers und Auschwitzüberlebenden, der nicht wahrhaben kann, dass die Welt so, wie sie ist, jemals gut sein soll, und der deshalb nicht ohne die „originellen, schmerzlichen Kunstwerke“, wie er sie nennt, auskommt. „Das eigentliche Problem ist“, schreibt er dann, „dass die Gesellschaft solche Kunstwerke – schmerzliche und originelle – überhaupt nicht braucht“, und was sich zunächst anhört wie ein Problem nur für die Kunst, ist natürlich viel mehr noch eines für die Gesellschaft.

(*) Es muss eine Form von telepathischer Übertragung sein, denn gerade während ich diese Zeilen niederschreibe, lese ich, dass der neue deutsche Bundespräsident in seiner Antrittsrede erstaunlicherweise feststellt hat, dass die Zukunft nicht „alternativlos“ sei, sondern offen und „überwältigend ungewiss“. So richtig das sein mag, so banal ist es auch, und es stellt sich die Frage, warum es von seiner Seite plötzlich wie eine Erkenntnis daherkommt. Denn am Ende bleibt es natürlich wieder einmal nur eine Tautologie.